



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 2

Donnerstag, 13. Januar

1927

Der Heide Sohn

Von G. W. a. u.

Wer die Heide kennt, sie liebt und sich eng mit ihr verbunden fühlt, wird von ihrer Schönheit ein Lied singen können, das den Bewohnern der Berge und fruchtbaren Niederungen fremd und selbstam klingt, denn es gibt viele Dinge in ihr, die dem Fremdling, der sie nie durchwandert hat, verborgen bleiben. Wohl manchem wird es eigenartig erscheinen, jeht im kalten Winter die Heide der Heide zu bejagen. Es ist wahr, daß sie im Späthommer, wenn sie blüht und duftet und ein honigiger Saft im Bruch weht, wo die weißen Birken mit ihren langen Ruten nahenden Herbstwind fächeln, ihre größte Anziehungskraft auf den Wanderer ausübt. Doch auch der Winter verleiht der Heide ein zauberhaftes Gepräge. Wo einst die Heideglocken in mondheiler träumerischer Nacht der Wadmoellie ein heimliches Lied läuteten, liegt jetzt der Schnee, der weiße Schleier nordischer Winterbeere und verandert die Heide gleichsam in ein silbernes Meer mit leichtgekräuselten kristallinen Wellen. Wie die Segel kleiner Schiffe ragen die schlanken Säulen der charaktervollen Wadmoellie, die im Sommer mit ihrem dunkelgrünen Aussehen der Heide alle Schwermut verleihen, aus der schweigenden Winterlandschaft.

Der Wadmoeller ist der Heide Sohn. Nur in der Heide ist er anzutreffen und verleiht ihr das Gepräge. Im Herbst schenkte man ihm die größte Beachtung. Wohl mancher Heideer rügte sich die Hände an den spitzen Nadeln blutig, wenn er die reichen, schwarzen Holzerbeeren pflücken wollte, um sie als bedeutungsvolle Ware in den Drogenhandel zu bringen. Der ausgepreßte Saft wirkt günstig auf die Blutzirkulation und findet daher als Hausmittel und in der Medizin häufige Anwendung. Als Bratenengetränk werden die Wadmoellerbeeren allgemein geschätzt. Fleischwaren, die mit Wadmoellerreife geräuchert werden, zeichnen sich durch besonderen Wohlgeschmack aus. Das gilt für allerlei Würst, Schinken und Gänsebrüste. Wenn es vergnügt ist, in der gegenwärtigen Zeit durch ein Heidebrot zu wandern, der wird den würzigen Duft schwelender Wadmoellerzweige in den Räucherhermannen der Bauern wahrnehmen; denn die gränzenden Haustiere sind zum größten Teil geschlachtet und Schinken und Würste werden mit Hilfe des Räucherens zu Dauerwaren gemacht.

Schlachtfest in der Heide! Wer einer solchen Festlichkeit beimohnen kann, wird auch den herausragenden Wadmoellerreife kennen lernen. Die Heidebauern verkaufen es nicht, die Wadmoellerbeeren zu alkoholischen Getränken zu verwenden. Einer der bekanntesten Wadmoellerbranntweine ist der Steinbäger. Aber nicht nur die Beeren finden reichhaltige Verwendung, sondern auch das Holz wird nützlichem Verwendung von Kleingegenständen verwendet. Die jungen, schlanken Stämme geben vorzügliche Pfeifenrohre und Spazierstöcke.

So ist der Heide, anpruchlos Sohn der Heide ein sehr nützlich Kind der heimischen Flora. Es ist daher kein Wunder, daß der Wadmoellerbrot mit einem anmutigen Kranz felsamer Mägen und Legenden umponiert ist. Schon der Name deutet darauf hin, daß er den germanischen Völkern als ein heiliges Geheiß galt. Er war Frau Holzes (Holles) Wadmoeller, das heißt immergrüner, lebendiger Baum. Auf die Verbindung mit der Frau Holle deutet auch der alte Zauberpruch:

Ihr Hollen und Hollinnen,
Hier bring' ich euch zu essen und zu spinnen.
Ihr sollt spinnen und essen
Und meines Kindes vergessen!

Halbheiten entdeckt worden. Ein Bauer pflichtete mit dem altertümlichen morgenländischen Flug, der von zwei oder vier Büffeln gezogen wird, und stieß dabei auf große graue (vermeintliche) Steinhäuser, die er ängstlich und achlos zur Seite warf. Während der Mittagspause sah er mit Entsetzen, daß seine Büffel gierig die vermeintlichen Steine beleckten. Der Bauer nahm nun ebenfalls eine Probe und sah, daß er Salz vor sich hatte. Er benachrichtigte die Behörden, die sogleich eine Untersuchung veranlaßten. Diese ergab, daß sich im jener Gegend ausgedehnte, hart unter der Erdoberfläche liegende Salzlagern befinden, die ein Steinberg von seltener Reinheit aufweisen. Die Ausbeutung, die baldigst beginnen soll, wird nicht nur den Eigenbedarf Bulgariens sicherstellen, sondern darüber hinaus vielleicht auch eine bedeutende Exportindustrie ins Leben rufen. Dieser konnte Bulgarien sich nur teilweise selbst beflehen aus dem Salzgebiet Anghialo am Schwarzem Meer.

Der Delkönig im Himmel.

Ein Delkönig, so erzählt ein amerikanisches Blatt, starb, und er wollte durchaus in den Himmel kommen. Der heilige Petrus aber sagte, daß schon genug Delköpfe im Himmel seien und niemand mehr hinein könne. Der Mann aber blieb beim Bitten und sagte: „Daß mich nur hinein, ich werde schon dafür sorgen, daß die anderen wieder hinausgehen.“ Da beschloß Petrus, ihn hineinzulassen. Sobald der Mann im Himmel war, machte er sich an die anderen Delunternehmer heran und rebete heftig auf sie ein. Er sagte, daß soeben in der Hölle reiche Delquellen entdeckt seien, die tausende von Petrus Del liefern. Zum größten Entsetzen von Petrus schickte sich das Delköpfe an, den Himmel zu verlassen. Nur der zuletzt Bekommene blieb allein zurück. Seine List war vollkommen geglückt. Aber Petrus merkte, daß auch er jetzt merkwürdig unruhig wurde. Am nächsten Tage stand der Delkönig an der Himmelstür und bat Petrus, ihn wieder hinauszulassen. „Was fällt dir nur ein, wo willst du hin?“, fragte Petrus. Und der andere sagte: „Ich habe mir das mit den Delfelbern in der Hölle so ausgedacht, aber jetzt werde ich den Gedanken nicht los, daß vielleicht doch etwas Besseres an der Sache ist und daß die übrigen mit zuvorkommen können mit der Konzeption. über das reiche Delgebiet in der Hölle.“ Damit sprang er in weiten Schritten dem Weg der Hölle zu. Er ist nicht wieder in den Himmel gekommen. Ob er die Konzeption über die Delquellen in der Hölle vom Teufel erhalten hat, ist unbekannt geblieben. Das eine steht jedoch fest: Sankt Petrus ist sein Delköpfe los.

Mittelalterliche Sitten im 20. Jahrhundert.

Trotz Revolution und Kampf gegen den Analphabetismus ist in den ländlichen Distrikten Sowjetlands der finstere Aberglaube noch tief eingewurzelt. In einem Dorf des Gouvernements Saratow hat sich kürzlich wieder ein Fall zugetragen, den man heutzutage nicht mehr für möglich halten sollte. Einem Bauern, der seit etwa einem Jahr eine Kuh nach der anderen. Dorigenossen brachten das Gerücht auf, das Vieh des unglücklichen Bauern sei verflucht, und zwar von einer alten Bäuerin, einer alleinstehenden Witwe, die auf einem Nachbargrundstück hauste. Der Bauer, dem das Vieh zugrunde ging, und der dafür keine Erklärung zu finden konnte, glaubte diese Behauptung gern und schwor Rache. Er belauerte die Witwe unausgesetzt, um sie bei ihrem „Hexentreiben“ zu ertappen. Eines Wends sah er, wie sie über einem Feuer in einem Topf etwas braute und es kam ihm vor, daß sie dabei Zaubersprüche murmelte. Da zufällig ein Fensterladen krachend aufzog, und die dadurch erhellte Rache der Witwe mit einem Satz über den Topf hinwegsprang, glaubte der Bauer erst recht an Hexerei und war der festen Meinung, die Witwe habe aus dem Topf eine Rache hervorgezaubert. Mit einem Wutschrei drang er in das Haus, packte die Witwe und schleifte sie auf den Dorfplatz, wo die rasch herbeieilenden Bewohner zu einem Hexengericht zusammenliefen. In den Tod der Alten beschloßen. Da ihre Zauberkünste angeblich für das Vieh schädlich gewesen waren, schlichtete man schnell eine Kuh, ließ deren Blut in einen großen Topf abfließen u. steckte dann den Kopf der Witwe für so lange Zeit in das Gefäß, bis sie ersticht war.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sangh, Altena.

Was sich Stanislaus vom Sauerland erzählt

Hat sich Berge, hat sich Täler,
Bracht'ge Teufel, meist Zentrumswähler,
Hat sich Bäche mit Forellen,
Hirsch und Reh, Küß mit Schellen,
Hat sich Talperr'n, voll bis Rand.
Überschrift: „Das Sauerland“.

Hat sich Bienen, Busch und Felder,
Eichen, Tannen, Buchenwälder,
Hat sich Herberg für die Jugend,
Süße Mädel voller Tugend,
Biste krank, komm her, wirf' froh!
Überschrift: „Mein Eifelhof“.

Hat sich Bänke auf der Kuppe,
Einzeln hier und dort in Gruppe.
Stellt sich Kadel, Eisbahn her,
Sorgt für Bahn- und Postverkehr
Und das Zimmer schmuck und rein
Überschrift: „Verkehrsverein“.

Seht vergnügt durch das Gehege,
Ruht sich aus auf Bank am Wege
Hat sich Freude an Natur,
Macht mit Luft und Sonne Kur.
Ist sich frei von Leib und Last,
Überschrift: „Der Sommergast“.

Nach 1915 über leichtenannte Steinsetzungen und hält sie, wie die englischen, für vorzeitliche Observatorien. Er errechnet den Abstand der Steine und den Durchmesser der Kreise und führt an einer Stelle seiner Abhandlung fort: „Somit steht fest, daß die Erbauer jener Kreise ein ganz bestimmtes Maß anwandten, das 1,154 m lang war. Das ist aber nichts anderes als 4 Fuß zu 28,85 cm, was der Größe des unbedeutenden Fußes eines statilischen Mannes entspricht. Aber auch das Vierfache von 1,154 m, also 4,616 m muß eine Maßeinheit gewesen sein, denn verschiedene Kreise weisen solche „Ruten“-Maße auf.“ Er gibt dann zum Vergleich noch die Größe der 18teiligen Rute in Hannover mit 4,674 und die der mecklenburgischen mit 4,656 m an. Also nur um wenige Zentimeter schwankt das vorgeschichtliche und das noch heute bei Grundrissen übliche Rutenmaß. Es ist demnach in Deutschland etwa 4000 Jahre alt.

Max Schönefeldt.

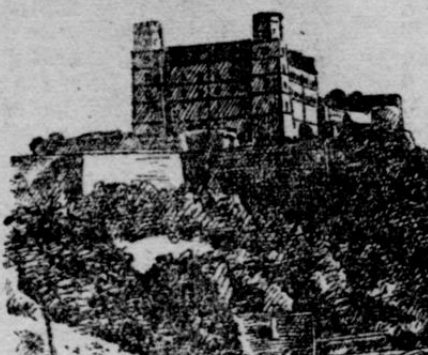
Am Ausguck

Ohm Krügers Reisekutsche.

Gelegentlich der Britischen Reichskonferenz wurde dem Erstenminister von Südafrika, General Botha, seitens der Londoner City die alte Reisekutsche des ehemaligen Präsidenten der Transvaal-Republik als Geschenk für Südafrika angeboten. Lord Ritcher, dessen Truppen den Wagen vor einem Vierteljahrhundert erbeuteten, hatte ihn ursprünglich Lord Beaufield geschenkt, der dieses Dokument südafrikanischer historischer Erinnerung an die City von London abtrat. Das Motorfahrzeug „Carnarvon Castle“ der englischen Union-Castle Linie, das Ende Dezember von England in See fuhr, bringt die alte Kutsche frachtfrei in das Land ihrer Herkunft zurück, wo sie in einem Museum Platz finden soll.

Die Salzunde in Bulgarien.

In der Nähe der salzigen Quellen von Provadia (westlich Warna am Schwarzem Meer) sind mit Hilfe des Zufalls ausgedehnte Stein-



Die Wilhelmsburg, als Sitz des Ordens des heiligen Ritus von Salis.

zu weitem Gewande auf einer Aue voll Reicher, weißer Lilien wandeln. Maria la blanca Schon der Name ist ein Gedicht. Erwartungsvoll steht man in der schmalen Straße zwischen verfallenden Häusern und schlägt mit dem schweren Eisenriegel gegen ein massives, vom Alter gebräuntes Holztor. Die rostige Eisenstange wird zurückgezogen, man tritt in einen grünen Märchengarten. Hohe, weiße Mauern umgeben ihn und schließen ihn ab vom Staube des Alltags. Nach der afrikanischen Blut draußen, welche gelbbraune Mauern und Felsen ausströmen, wirkt er wie eine Oase in der Wüste, wie eine fata Morgana, die dem entzückten Auge ermatteter Pilger erscheint. Toledo ist Stein aus Stein gewachsen, kahl, öde, mächtig und heiß. Vielleicht die spanischste aller Städte, aber kaum mehr Europa, sondern schon Orient mit seinem Zauber und Sonnenbrand.

Wie erquickt der leichte Dämmer Schatten die lichtgeblendeten Augen. Einzelne Palmen stehen ihre stolzen Kronen in den blauen, hiedunstigen Himmel hinein. Wie ein nordischer Einbringling steht eine Ulme veritrt unter den blühenden Granat- und Oleanderbäumen; Kletterrosen schlingen sich um die Palmenstämme, Malven in allen Schattierungen, verästelt wie große Büsche, Gladiolen, Kapuziner, Geranien und Heliotrop blühen und duften durcheinander. Pfeifenkraut und Kaprifolium hängen wie bunte Teppiche von den Mauern hinunter.

Reise plätschern zwei kleine Springbrunnen und gehen ihr Wasser in Becken, die mit bunten „agujeros“ (glasierte Kugelhacheln) ausgelegt sind, an deren Rand Farnblätter murgern. Kein Ton, kein Laut von der Außenwelt in dieser grüngoldenen Dämmerung, nur das Zischeln der Schwärben, die durch den Garten fliegen.

Weit offen stehen die Türen zu Maria la blanca. In fast schneeweißer Weisse leuchtet das Innere. Früher eine Moschee, ist sie jetzt der heiligen Jungfrau geweiht. Vier Reihen weißer Säulen, mit den arabischen Hufeisenbogen verbunden, teilen den mächtig hohen Raum ab. Sie sind mit weißen Arabesken bedeckt, die wie zarte Spinnenarbeit wirken. Arabische Inschriften schmücken sie, deren Sinn auch ein christliches Gemüt nicht fassen kann. Lauten sie doch: „Es gibt nur einen Gott.“ Ob nun dabei steht: „und Muhammed ist sein Prophet“ kann uns gleich sein. Ob Muhammed, ob Moses, ob Abraham oder Christus, es ist alles der eine Gott, der sie gesandt. Zur Ehre dieses Gottes wurde auch das Haus errichtet, die weißen Säulen mit den Bogen wirken wie hohe Engelsgestalten, deren ausgebreitete Flügel sich aneinander schließen und Pulver bilden, wenn Maria la blanca zwischen ihnen durchschreitet und gültig hernieder lächelt auf das armselige, kleine Holzbildwerk, das man von ihr und dem Jesusknaben auf dem Altar aufgestellt hat. Er war einst die Gebetsstätte, in der das Allah il Allah erklang. Somit befindet sich kein Bild, kein Kreuz, nichts in der Kirche. Sie wirkt allein durch ihre vollendete Harmonie. Von oben durch die offenen kleinen Fenster fällt strahlendes Sonnenlicht herein und überflutet das schlichte Weiß wie mit goldenem Heiligenschein. Auch durch die Kirche flattern Scharen weißbrüstiger Schwärben und singen der Jungfrau ein jubelndes Danklied für Sonne, Licht und Leben.

Maria la blanca, klein bist du, bescheiden und einfach. Dich schmücken weder Gold noch edles Steinwerk. Kein Bild, kaum einen Altar birgst du, und doch bist du würdig, der Jungfrau geweiht zu sein. Du bist Poesie und Reinheit, wie die Jungfrau es ist.

Ein uraltes deutsches Längenmaß

Bevor das Metermaß seinen Siegeszug antrat, rechnete man u. a. nach Fuß und Ruten. Ein Fuß war 0,286 bis 0,500 m lang, eine Rute 12 bis 16 Fuß. Nehmen wir das niedrigste Maß, das dem menschlichen Fuß am nächsten kommt, und multiplizieren wir mit der Zahl 16, weil, je kleiner der Fuß gerechnet wird, um so mehr Fußeinheiten auf die Rute fallen, so kommen wir zu dem Ergebnis: 1 Rute = 4,576 m. — Wenden wir in die Vorzeit zurück. In England gibt es zwei berühmte geordnete Steinkreise, den von Stonehenge und den bei Avebury. Sie stammen aller Wahrscheinlichkeit nach mindestens aus der Zeit von 1700 bis 1800 vor Christi Geburt, gehören somit in die Bronzezeit und dienten gewissen astronomischen Zwecken. Ähnliche Steinkreise, allerdings in bedeutend geringerem Umfange, finden sich in Bestreuten bei Odry im Kreise Königs. Der Regierungslandmesser Stephan berichtet im Ma-

achtung gefeit. Am Stehen kann man sie schwer hindern, und so versuchen sie, den Leuchern für wenige Schillinge Brillanten von ungeheurem Wert anzubieten — ein Grund, weshalb die Zeitung fremde sorgfältig auswählt. Herausgeber können sie die Steine aber nicht, denn sie nehmen bei der Fabrik, und ihrem seltenen Urlaub geht eine strenge Untersuchung voraus.

Es ist kein Wunder, daß sie die wenigen Besucher, die die Zeitung nach genauen Erkundigungen hereinläßt, in ihr Vertrauen zu ziehen versuchen. Ich selbst beobachtete, wie mir ein sehr ehrwürdig aussehender Alter auf Schritt u. Tritt eine Viertelstunde lang wie ein Schatten folgte und mich in einem unbeobachteten Moment beiseite zog. Er zeigte mir einen Diamanten von wenigstens 15 oder 20 Karat, 40 Schillinge wollte er dafür haben.

Einen Moment fühlt man etwas wie Verführung.

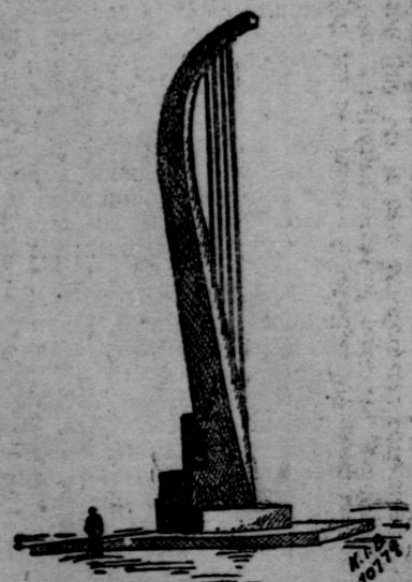
Der ganze raffinierte Apparat moderner Technik ist nun dazu aufgetrieben, um den Schwärzen das Vertrauen des Mißverständlichen zu erschweren. Mauern, Postenketten, elektrische Sperr- und Signalanlagen machen ihnen das Entweichen auf diese Weise unmöglich. Die Arbeiter wohnen in einem Dorf in der Nähe der Anstalt, das ebenso unüberwindlich von der Außenwelt abgeschnitten ist wie das Direktionszimmer mit dem Diamantensafe. Verlassen sie die Umzäunung, dann werden sie zur einer Untersuchung unterzogen, von der man sich hier in Europa gar keinen Begriff machen kann. Man beschneidet sich durchaus nicht darauf, den Mann nackt auszugleichen, ihn körperlich zu untersuchen und die Kleider durch eigene Beamte und Taschmaschinen schnell aber gründlich auf jeden vielleicht eingenähten Stein zu untersuchen. Jeder, der den geringsten Anlaß zum Verdacht geben könnte, wandert in das Königs-Kabinett. Da kann kein Mißfall seiner Schicksal entgegen! Eine sinnreiche Anordnung der Gebäude hat im Königs-Kabinett auch eine eiserne Tür eingefügt, von der aus ein bequemer Gang gleich in das danebenliegende, nämlich das Separat-Zuchthaus führt.

Allerdings: die Schwarzen sind finzig. Unter der Kopfhaut, in künstlichen Zähnen, in eingedrückten Wunden wird heutzutage niemand mehr Steine verstecken wollen.

„Schlauer“ war schon ein Neger, der sich ein Auge austrieb, ein Glasauge einsetzte und dieses als Gefäß für einen ganz großen Diamanten verwandte. Auch er wurde erwisch!

Trotzdem hat man festgestellt, daß etwa 1% der Gesamtproduktion gestohlen wird. Aber was will das heißen in dem Betrieb, den zu durchqueren wir eine volle Stunde brauchen! Es liegt etwas Phantastisches in dem Gedanken, daß gewaltige Maschinen und unermessliche Menschenmassen ganze Berge verfrachten und durcharbeiten, um als Ergebnis am Abend eine Pappschachtel mit kleinen Steinen in das Safe zu stellen.

Die Geschichte der Minen aber ist ebenso eigenartig wie sie selbst. Als 1867 ein Farmer ein paar Kinder mit einem großen Kristall spielen sah, da dachte er wohlhaftig noch nicht daran, daß das im Sand gefundene Spielzeug einem hohen Erbtitel zu seinem Aufschwung verhelfen sollte. Ein Zerstörer erkannte es als Diamant im Werte von 10.000 Mark. Drei Jahre später war die Stelle von einem Kratz von Minen umgeben und in deren Mitte eine Stadt emporgeschossen. Kimberley. Heute ist Südafrika das größte Diamantgebiet der Welt.



Das für Prag geplante Smeltz-Dam mit dessen hinteren aus Beton bestehenden und im Grundriß planmäßig veränderter ist. Die Saline aus dem Erz.

„Noch einmal frei die Heimat sehen“!

Einen poetischen Neujahrsgruß, der aus treuen deutschen Herzen kam, telegraphierten in der Neujahrnacht die Telegraphenbeamten in Ludwigshafen an ihre Münchener Kollegen. Er hat folgenden Wortlaut:

Das alte Jahr will von uns scheiden,
Das — kaum begrüßt — uns schnell entgilt.
Ach! nimm' es mit den anderen Leiden,
Auch enolich die Befahrung mit!
Ein neues Jahr steht an der Schwelle,
Den dichten Schleier vorm Gesicht.
Weint's — oder lacht es goldig, helle?
Wir armen Pfälzer wissen nicht!

Sag! Wird's uns die Freiheit bringen?
Bringt's Not, die grämlich uns umspinnt?
Wir stehen vor den künftigen Dingen
So hilflos hoffend wie ein Kind.
Wir Pfälzer werden nicht verzagen,
Was deutsch ist, kann nicht untergehn.
Wir werden, sei's in fernsten Tagen,
Doch einmal frei die Heimat seh'n!

Ist die Rache Freiwild?

In der Nr. 33 der verbreiteten Jagdzeitung „Wild und Hund“ findet sich ein Artikel „Einige Rachenleben“. Der Name des Verfassers hier zu nennen, ist wohl überflüssig, denn der ist schließlich ja gleichgültig. — Der Aufsatz soll so eine Art Humoreske sein, in wenigstens laßt die ganze Darstellung, die in einem gewissen Sinn richtig ist, ein Bild, wie er am Stammtisch vielleicht beliebt sein mag — darauf schließen. Ich weiß nicht, ob die Ausführungen weidgerechten Jägern gefallen haben, kann mir aber nicht denken, daß so viel Gemeinlichkeit in ihren Kreisen Beifall findet.

Der Tierfreund, der nicht empört ist über eine derartige Gefinnung, möchte ich sehen. Der Verfasser scheint die Rachenjagd als Lieblingsport zu betrachten, denn er schreibt sie, wo er sie trifft, im Wald, auf dem Feld beim Mähefang, in der Nähe des pflügenden Bauers, aber auch vom Dach oder vor der Tür ihres Herrn — wenn es keiner sieht. Doch wohl alles mildernde Rache? Er empfindet es als einen guten Witz, wenn der widerrechtlich geschossene und verschonte Rater als Sackbraten in Gegenwart seines ahnungslosen Besitzers verzehrt wird. Es mag Menschen geben, die an derartigen Witzes Geschmack finden. Jedem das Seine! — Und wenn der famose Schütze eine Rache krank schließt, so bedeutet ihm das höchstens ein Mißgeschick, das gegen seine Jagdchance geht. Mag sie nun irgendwo verblühen!

Weshalb ich an einen traurigen Helben so viel Platz verschwenke? Weil er die Jäger mehrmals zu diesem seinem Lieblingsport auf fordert mit dem Hinweis, wann — nämlich im Herbst, wenn auf den abgeernteten Feldern die Mähejagd die Rachen lockt (wahrscheinlich wildern sie dann am meisten) — und wie man am besten auf die Rachenjagd geht, ohne sich Unannehmlichkeiten zuzuziehen. Ein ganz reines Gewissen hat er also bei der Sache doch nicht!

Dann aber kommt hier wieder einmal mit erschreckender Deutlichkeit zum Ausdruck, wie rechtlos und schutzlos grade die Rache jedem Rohling preisgegeben ist. Die Rachenfeindschaft ist in Deutschland im Gegensatz zu anderen Ländern mit gleicher Kultur so weit verbreitet, daß man sich dieser „Kultur“ schämt, wenn man sie täglich von neuem dem Beweise erhält, wohin diese Feindschaft führt. Daß Rachen aus dem Fenster den Hunden zugeworfen werden, mit heißem Wasser verbrüht, in die glühende Asche gehalten, von Halbbrüchigen, von Kindern sogar, angeschossen werden, daß man sie vergiftet, erschlägt, ertränkt — das alles ist leider alltägliche Wirklichkeit. Einer Rache gegenüber scheint jede Moralität erlaubt, sie erscheint dem Publikum viel weniger verabscheuenswert, als wenn sie z. B. an einem Hund verübt wird. Es ist ja nur eine Rache! In England und Frankreich ist die Rache ein Hausier wie der Hund, dem man dieselbe Sympathie entgegenbringt und das dieselbe Pflege erhält. War ich doch selbst Zeuge, wie während der Besatzung ein englisches Militärauto, noch dazu an einer schwer überfüllten Straße, im letzten Augenblick stoppte, um ein junges Mädchen, das die Landstraße entlang lief, nicht zu überfahren. „Bäckerliche Sentimentalität“ würde aber oben zitierte Rachenjäger wahrscheinlich so

gen. Jedem menschlich Denkenden eine Selbstverständlichkeit.

Ebenfalls in „Wild und Hund“ (Nr. 44) lesen wir eine Notiz, in der ein Jäger es rügt, daß bei Gebrauchsprüfungen verschiedenen Hunden nacheinander dieselbe Rache, die bisher immer glücklich entkommen, zum Hegen überlassen wird. Wie es bei solchen Prüfungen zugeht, das kann man daraus schließen, daß der Herr durchaus kein Rachenfreund ist, sondern von einer angeborenen Abneigung gegen Rachen spricht. (Ich glaube überhaupt nur an angeborene Abneigung gegen Rachen und andere Tiere.) Er verurteilt trotzdem ganz entschieden diese „Würgearbeit“ als unnütze Quälerei. So sehr man die gute Absicht hier anerkennen muß, so bin ich doch der Meinung, und mit mir wohl alle Tierfreunde, daß dieses Rachehengen in jedem Fall eine unnütze Quälerei bedeutet.

Das Kapitel Rachenverfolgungen ist eins der traurigsten, das den Tierzüchter in unserer sonst doch nicht gerade tierfeindlichen Zeit beschäftigt. Angesichts so mancher Erfahrungen möchte ich fast von einer Rachenfeindschaft als Pflicht sprechen. Ihr den Boden zu entziehen, dazu sollte jeder Rachenbesitzer durch Haltung und Pflege das Seine beitragen.

Chr. Westphal-Hülshoff.

Als das Rauchen bei Todesstrafe verboten war

Von B. Müller-Gordon.

Mit unnachsichtlicher Strenge verfolgte Sultan Murad IV. die Raucher und Opium-Esser. Wer beim Rauchen ertrapp wurde, gleichviel, ob hoher oder niedriger Standes, büßte es unvermeidlich mit dem Kopfe. Murad ging oft verkleidet aus, um zu beobachten, ob die Polizei ihre Pflicht tue, oder um zu sehen, ob er selbst Leute finden könne, die sich genug, seine Gebote zu übertreten. — Einer solchen Gelegenheit soll ihm ein Abenteuer begegnet sein, das dazu dienen mußte, seine Leidenschaft für derartige Experimente abzuschwächen.

Als einfacher Bürger verkleidet fuhr er in einem kleinen Kajak nach Shutari hinüber und schlich um die Karawanenstraße herum, wo Fremde aus dem Innern des Reiches einzukommen pflegten. Da er keinen einzigen Geheuliebhaber entdeckte, nahm er auf der Rückfahrt in einem der großen Passagierboote Platz neben einem Sipahi, der von Kuteja gekommen war, um rückständigen Sold einzufordern. Während der Lebensfahrt zog der Soldat eine kurze Pfeife hervor, zündete sie an und begann zu rauchen. Als Murad dies sah, konnte er kaum seinen Zorn unterdrücken; da aber der Bursche in seiner Gewalt war, beschloß er, sich auf seine Rachen lustig zu machen, trat daher an seine Seite und flüster ihm ins Ohr: „Beim Kopf des Propheten, Jalid (Kamerad), Du mußt ein kühner Mann sein! Soit Du nichts von den Schikken des Sultans gehöret? Siehe, wir sind im Angesicht des Palastes; nimm deinen Kopf in Acht!“

Wenn der Sultan unterläßt, seine Soldaten zu befehlen oder sie mit besseren Nahrungsmitteln zu versorgen, so müssen sie sich notwendig auf andere Weise erhalten“, erwiderte der Sipahi. „Der Prophet hat gesagt, wenn man jemand Hungers sterben lasse, so sei dies nicht



Spinosa's Wohnhaus; Haas wird zum 250. Todestag (1814) als Mus. umgemalt.



Heinrich Pesch, zum 25. Todestag des Schwabenspiegels am 11. Februar 1904. (Links unten: Rüstung in Brugg (Schweiz).)

besser als Menschenmord; verhungerte man aber durch eigene Schuld, so sei dies Selbstmord, was noch schlimmer als die Ermordung eines anderen wäre. Mein Tabak ist gut — es ist Rajah-Tribut. Bismillah, er steht Dir zu Diensten.“

Murad sah sich um, als fürchte er entdeckt zu werden, zog sein Kleid über das Gesicht, nahm die Pfeife und rauchte wieder darauf los; dann gab er dem Soldaten den verbotenen Luxusartikel zurück und rief: „Kardach (Bruder)! Du scheinst ein sehr freigebiger Mann zu sein. Schade, daß Du nicht vorlässiger bist. Aber die Wahrheit zu sagen, auch ich rauche gern mein Pfeifen und mache mich über den Bart des Padihs lustig. Doch Köpfe bleiben Köpfe und werden nicht wie junge Feigen. Höre daher auf meinen Rat und sei vorsichtig, wenn Du in die Stadt kommst.“

„Der Mensch kann nur einmal sterben und jedem ist sein Tag bestimmt“, erwiderte der Sipahi. „Ich kann eben so gut den Mund voll Rauchs als mit leerem Magen sterben. Er, dem es weder an Brot und Salz fehlt, kann freilich andere dieses Erbschafts berauben; aber Inshallah, der Tag wird kommen, wo er dafür braten wird.“

Allah, Allah! Das ist ein unerbittlicher Vorfahrer und Räuber; er soll mit seinem eigenen Pfeifenrohr gefesselt werden“, murmelte der Sultan beiseite und fuhr mit halbem Flüstern fort: „Sprich leiser — leiser. Offenbar! (unser Herr) hat lange Ohren.“

„Die haben alle Gl in Stambul“, erwiderte der fürstliche Soldat; „aber seine Gl-Stimme wird nicht hindern, daß er den Weg Sultan Osman's geht.“

Das Boot stieg aus der Ufer, und es war beinahe schon finst. Der Sipahi sprang ans Land, Murad folgte ihm auf den Fersen, hielt ihn, als sie einige Schritte gegangen, an und sagte: „Dein Aussehen gefällt mir, und Deine Sprache beweist, daß Du ein tapferer Mann bist. Du bist hier fremd; ich will Dir ein Quartier ausmachen. Komm, ich und meine Freunde kümmern sich keine Mandelsale um den Sultan; wir wollen zusammen eins rauchen.“

Der Soldat schaute sich einen Augenblick um, und da er niemand in der Nähe sah, erwiderte er: „Höre, Freund, Deine Blicke gefallen mir nicht. Ich habe schon allerlei von den Streichen dieses Sultans gehört. Er schlägt die Leute nieder, als wären sie Hunde. Es ist Honig in Deinen Worten, in Deinen Augen aber Galle. Du bist entweder ein Spion oder der Sultan selbst. Im ersten Falle verdienst Du einen Strich, im anderen etwas Schlimmeres als einen Strich. Nur ein Schurke kann ausgehungerte Menschen in den Tod locken. Aber gleichviel, ob Spion oder Padihsch, Du sollst Deinen Lohn haben.“

Mit diesen Worten ergriß er einen handfesten Knüttel und verprügelte den Despoten windelweich, worauf er mit der Schnelligkeit einer Gazelle davon sprang und in den engen Straßen verschwand.

Als Murad außer sich vor Wut und mit halbzerschnittenen Knochen seine Diener, die ihn an einer bestimmten Stelle erwarteten, erreicht hatte, ohne ein Wort von seinem Abenteuer zu sagen, ging er nach dem Gerat zurück, wo er so gleich den Befehl erhielt, den Polizei-Chef von Tofana zu entführen und allen Tschauken, weil sie nicht auf ihren Posten gewesen, die Bastonade zu geben. Am Morgen schickte er nach dem Bestir und befahl ihm, ohne ihn zu gestehen, was vorgefallen war, eine Proklamation zu erlassen, worin dem Sipahi, der in der vergangenen Nacht unweit des Raubplatzes von Tofana einen Bürger geprügelt, zehn Beutel Gold und völlige Verzeihung versprochen

Junges Paar im Raubtierhaus

Beobachtungen aus dem Berliner Zoo.
Von Paul Cippert (Berlin).

Es ist heute ein gefegnetes Jahr, und man könnte meinen, die eine Löwin hätte nicht vor der anderen zurückstehen wollen, das Leopardenweibchen nicht vor Frau Jaguar und die schwarze Pantherin nicht vor den Bären; fabel Mütterlichkeit entwickelte sich in den letzten vier Monaten im Zoo.

Schon gleich im ersten Rißig des Berliner Raubtierhauses sollen sechs junge gelbe Wölfe, eine aus zwei Wölfinen, und vor vier Monaten am gleichen Tag geboren. Ihre Mütter, abessinische Wölfinnen, sind erst im Jahre 1925 importiert worden. Die Kleinen brauchen ihre Mütter bereits nicht mehr; sie erhalten Schabfleisch mit Ei und sanken sich fauchend und meinelnd um den Knochen. Der zur Kräftigung ihrer Zähne im Rißig liegt. Einer hat sich abgehoben. Er liegt vorn am Gitter, zieht die Stirn in krause Falten — wenn er glaubt er wirke ernst dadurch, so irrt er sich. Die Menschen finden ihn zum Schreien komisch.

Das schwarze Pantherkind wird natürlich „Möhren“ heißen, wie alle seine vorgeborenen Geschwister. Eine graue Wollkugel, liegt es auf seinem Strohbett und tapft mit allen Vieren nach der Mutter. Auf dem Fell des Junges erkennt man deutlich die Fleckenzeichnung des Panthergeschlechts, die später, wenn das Haarleht glänzend schwarz geworden ist, völlig verschwindet.

Zwischen dem Tiger-Paar, das noch immer ohne Nachwuchs geblieben ist (als einziges unfruchtbares Weibchen knurrt und faucht die Tigerin, sooft der Gatte an ihr vorbeistreift) also links und rechts vom Tigerkäfig, ruht je eine Löwin. Die eine spielt mit drei Jungen, die bereits laufen können und mindestens acht Wochen alt sind, während die andere auf weichen Strohlager ruht und zwei süßen kleinen Geschöpfen die Nahrung reicht. In unbeholfener Geschäftigkeit packen die noch blinden Wölfe mit goldgelben, prall gefüllten Körperchen am mütterlichen Koloß hin und her und suchen nach immer neuen Quellen.

Der Jaguar, ganz oben im Haus, blinzelt durch das seitliche Drahtgitter und raubert sich, daß seine Gespielen des letzten Sommers gar keine Zeit und nicht einmal mehr einen Blick für ihn übrig hat. Sie schreien auf den glatten Böhlen hin und her, mit der eleganten Sicherheit des Rachengeflüchtes, während zwei muntere, groß gekleckte Kinder ihre Füße umspielen.

Das Leopardenjunges aber erregt meistens das größte Aufsehen. Seine Mutter beweist wahre Lammegeduld; sicher hat sie zum erstenmal ein Kind und dann — wenn sie drei hätte, würde ihr das Töllen schon vergehen, denkt die brave Löwin von gegenüber. Die Leopardin aber springt mit einem ungreiflichen Satz aus der Ruhelage senkrecht in die Luft, einen Meter hoch, und kauert sich auf dem Baumstumpf nieder, der quer durch den Käfig geht. Ihr Schwanz hängt lang herab, bewegungslos, ein totes Ding. Der kleine Bursche aber, ihr Kind, schleicht aus seiner Ecke heran, glatt gedrückt wie ein alter Räuber, und stürzt sich auf die Beute. „Donken spekuliert!“ Im letzten Augenblick hat Mutter die Schwanzspitze eingezogen; der fürstliche Knabe liegt auf der Nase. Drei- viermal wiederholt sich das. Beim fünftenmal läßt die Leopardin dem Kind die Freude, es darf mit seinen weichen Kiefern in die Beute beißen, nach Herzenslust.

Denn auch Leopardenmütter wissen, daß man Kindern manchmal ihren Willen lassen muß.

Maria la Blanca

Von Orsin Brockdorff-Meran-Obermais.

Es ist merkwürdig, daß oft große, erhabene Kunstwerke wohl Bewunderung in uns erwecken, aber nicht so warmes Entzücken wie manchmal ein kleineres, weniger bedeutendes. Vielleicht sprechen diese weniger mächtigen Dinge mehr zu unserer Seele, berühren eine Seite unseres Empfindens, die sonst nicht mitleidet. Sie treten uns näher, weil ihre Reize intimer sind. Ich denke an die Kirche Maria la blanca in Toledo. Sie ist nicht gegen die weltberühmte Kathedrale, nichts vielleicht gegen die Kirche San Juan de los Rios, und doch hat sie den nachhaltigsten und tiefsten Eindruck auf mich gemacht.

Maria la blanca! Schon der Name wirkt auf die Phantasie, Maria die Weiße. Man sieht die heilige Jungfrau in ihrer Reinheit, steht im